

Mario Reading
Die 52

BUCH

Frankreich im 16. Jh. Die junge Madeleine versteckt die letzten 52 Prophezeiungen ihres Vaters Nostradamus bei einer Zigeunerfamilie – auf dass sie für immer vor der Welt verborgen bleiben.

Paris in der Gegenwart. Während seiner Recherchen für sein nächstes Buch stößt der amerikanische Schriftsteller Adam Sabir auf eine seltsame Kleinanzeige. Will tatsächlich jemand die verlorenen 52 Prophezeiungen des Nostradamus verkaufen? Adam trifft sich mit dem Anbieter, dem jungen Zigeuner Babel Samana. Wenig später ist er von der Echtheit der Prophezeiungen überzeugt und macht sofort ein Angebot. Doch Samana möchte zunächst noch einen anderen möglichen Käufer treffen – und wird ermordet.

Als Babels Leiche entdeckt wird, hält die Polizei jedoch Adam Sabir für den Täter. Und damit beginnt für Adam eine atemlose Hetzjagd quer durch ganz Frankreich: auf der Flucht sowohl vor dem Gesetz als auch vor einem fanatischen Killer – und auf der fieberhaften Suche nach den 52 Prophezeiungen, dem einzigen Beweis für Adams Unschuld...

AUTOR

Mario Reading hatte bereits in zahlreichen Berufen gearbeitet – darunter als Reitlehrer in Afrika und Verwalter einer Kaffeeplantage in Mexiko –, bevor er sich zunächst dem Schreiben von Sachbüchern widmete. Der große internationale Durchbruch gelang Mario Reading jedoch mit seinem Debütroman »Die 52«: Die Rechte an diesem einzigartig spannenden Thriller wurden bereits in acht Ländern verkauft.

Mario Reading

Die 52

Aus dem Englischen
von Fred Kinzel

Mit einem Glossar im Anhang

blanvalet

Originaltitel: »The 52«



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SCS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Februar 2009

bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2008 by Mario Reading

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Hildendesign, München

Lektorat: Urban Hofstetter

Redaktion: Dr. Rainer Schöttle

Herstellung: René Fink

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37122-8

www.blanvalet.de

PROLOG

La Place de L'Etape, Orléans, 16. Juni 1566

De Bale nickte, und der *bourreau* begann an der Zugvorrichtung zu kurbeln. Der Chevalier de la Roche Allié war in voller Rüstung, weshalb die Apparatur ächzte und sich bis zum Äußersten dehnte, ehe die Ratsche griff und der Chevalier vom Boden gehoben wurde. Der *bourreau* hatte de Bale wegen der Belastung und der möglichen Folgen gewarnt, aber der Graf wollte nichts davon hören.

»Ich kenne diesen Mann seit meiner Kindheit, Maître. Seine Familie zählt zu den ältesten Frankreichs. Wenn er in seiner Rüstung zu sterben wünscht, dann ist dies sein Recht.«

Der *bourreau* hütete sich zu widersprechen – wer de Bale widersprach, endete für gewöhnlich auf dem Rad oder wurde mit siedendem Öl übergossen. De Bale fand Gehör beim König und besaß das Siegel der Kirche. Mit anderen Worten, der Bastard war unangreifbar. Irdischer Vollkommenheit so nahe, wie es ein Sterblicher nur sein konnte.

De Bale blickte nach oben. Aufgrund der *lese majesté* seiner Verbrechen hatte man de la Roche Allié dazu verurteilt, fünfzig Fuß hoch gehängt zu werden. De Bale fragte sich, ob die Bänder im Hals des Mannes der Zugkraft des Seils einerseits und den hundert Pfund Stahlplatten andererseits widerstehen

konnten, die ihm seine Knappen um den Leib gegürtet hatten. Es würde nicht gut aufgenommen werden, wenn der Mann in zwei Stücke zerbrach, ehe man ihm die Gedärme herausriss und ihn vierteilte. Konnte es sein, dass de la Roche Allié diese Möglichkeit einkalkuliert hatte, als er seine Bitte vortrug? Dass er alles geplant hatte? De Bale glaubte es nicht. Der Mann war ein Unschuldiger – einer vom alten Schlag.

»Er hat die fünfzig Fuß erreicht, Herr.«

»Lasst ihn herunter.«

De Bale sah die gepanzerte Gestalt zu sich herabsinken. Der Mann war tot. Es war eindeutig. Die meisten seiner Opfer strampelten an diesem Punkt des Verfahrens und schlugen um sich. Sie wussten, was als Nächstes kommen würde.

»Der Chevalier ist tot, Herr. Was soll ich nun tun?«

»Zunächst einmal spricht leise.« De Bale warf einen Blick auf die Menge. Diese Leute wollten Blut sehen. Hugenottenblut. Wenn sie keines bekamen, würden sie sich auf ihn und den Scharfrichter stürzen und sie in Stücke reißen. »Reißt ihm trotzdem die Gedärme heraus.«

»Verzeihung, Herr?«

»Ihr habt mich schon richtig verstanden. Reißt ihm trotzdem die Gedärme heraus. Und tut, als würde er sich winden, Mann. Kreischt durch die Nase, wenn es sein muss. Macht es wie ein Bauchredner. Veranstaltet ein großes Theater mit den Eingeweiden. Die Leute müssen glauben, dass sie ihn leiden sehen.«

Die beiden jungen Knappen traten vor, um dem Chevalier die Rüstung abzunehmen.

De Bale scheuchte sie zurück. »Das wird der Maître machen. Kehrt nach Hause zurück, ihr beiden. Ihr habt eure Pflicht gegenüber eurem Herrn getan. Jetzt gehört er uns.«

Die Knappen zogen sich zurück, sie waren kreidebleich im Gesicht.

»Nehmt ihm nur die Halsberge, den Brustpanzer und die Bauchplatten ab, Maître. Lasst die Beinschienen, den Helm und die Panzerhandschuhe dran. Die Pferde werden den Rest erledigen.«

Der Henker beeilte sich mit seinem Geschäft. »Wir sind fertig, Herr.«

De Bale nickte, und der *bourreau* setzte den ersten Schnitt.

Im Haus von Michel de Nostredame, Salon-de-Provence, 17. Juni 1566

»De Bale kommt, Herr.«

»Ich weiß.«

»Wie könnt Ihr das wissen? Das ist unmöglich. Die Nachricht traf erst vor zehn Minuten per Brieftaube ein.«

Der alte Mann zuckte die Achseln und verlagerte sein von Wasser geplagtes Bein, bis es bequemer auf dem Fußschemel ruhte. »Wo ist er jetzt?«

»In Orléans. In drei Wochen wird er hier sein.«

»Erst in drei Wochen?«

Der Diener trat näher. Er rang die Hände. »Was werdet Ihr tun, Herr? Der *Corpus Maleficus* vernimmt alle, deren Familien einst jüdischen Glaubens waren. *Marranos*. *Conversos*. Auch Zigeuner. Mauren. Hugenotten. Jeden, der kein Katholik von Geburt ist. Selbst die Königin kann Euch hier unten nicht schützen.«

Der alte Mann machte eine verächtliche Handbewegung. »Das spielt wohl kaum noch eine Rolle. Ich werde tot sein, ehe das Ungeheuer eintrifft.«

»Nein, Herr. Gewiss nicht.«

»Und du, Ficelle? Würst du lieber fort, wenn der *Corpus* zu Besuch kommt?«

»Ich werde an Eurer Seite bleiben, Herr.«

Der alte Mann lächelte. »Du wirst mir besser dienen, wenn du tust, worum ich dich bitte. Du musst eine Reise für mich unternehmen. Eine lange Reise, voller Hindernisse. Wirst du tun, worum ich dich bitte?«

Der Diener senkte den Kopf. »Ich tue alles, was Ihr mir auftragt.«

Der alte Mann betrachtete ihn eine Weile und wog ihn augenscheinlich ab. »Wenn du scheitern solltest, Ficelle, werden die Folgen schrecklicher sein als alles, was de Bale – oder der Teufel, dem er so unwissentlich dient – je ersinnen könnte.« Er zögerte, seine Hand lag auf dem grotesk aufgeblähten Bein. »Ich hatte eine Vision. Eine von solcher Klarheit, dass sie das Werk, dem ich mein Leben bisher geweiht habe, gering erscheinen lässt. Ich habe achtundfünfzig meiner Vierzeiler nicht veröffentlicht, aus Gründen, die ich nicht verraten werde – sie betreffen nur mich. Sechs dieser Vierzeiler dienen einem geheimen Zweck – ich werde dir erklären, wie man sie verwendet. Niemand darf dich sehen. Niemand darf etwas ahnen. Die übrigen zweiundfünfzig Texte müssen an einem besonderen Ort verborgen werden, von dem nur du und ich wissen dürfen. Ich habe sie in diese Bambuskapsel eingeschlossen.« Der alte Mann langte neben seinen Stuhl und zog das gefüllte und zugestopfte Bambusrohr hervor. »Du wirst diese Kapsel dort hinterlegen, wo ich es dir sage, und in genau der Weise, die ich festlege. Du wirst nicht von meinen Anweisungen abweichen, sondern sie buchstabengetreu ausführen. Sind wir uns so weit einig?«

»Ja, Herr.«

Der alte Mann lehnte sich in seinem Sessel zurück, erschöpft von der Eindringlichkeit, mit der er sich verständlich zu machen suchte. »Wenn du hierher zurückkehrst, nach meinem Tod, wirst du meinen Freund und Liegenschaftsverwalter Palamède Marc aufsuchen. Du wirst ihm von deinem Botengang erzählen und ihn davon überzeugen, dass du ihn erfolgreich abgeschlossen hast. Er wird dir dann etwas geben. Etwas, das deine Zukunft und die deiner Familie auf Generationen sichert. Hast du mich verstanden?«

»Ja, Herr.«

»Wirst du meinem Urteil in dieser Angelegenheit trauen und meine Anweisungen genauestens befolgen?«

»Das werde ich.«

»Dann wirst du gesegnet sein, Ficelle. Von einem Volk, dem du nie begegnen wirst, und von einer Geschichte, die weder du noch ich uns auch nur entfernt vorstellen können.«

»Aber Ihr kennt die Zukunft, Meister. Ihr seid der größte Seher aller Zeiten. Selbst die Königin hat Euch Ehre erwiesen. Ganz Frankreich weiß von Eurer Gabe.«

»Ich weiß nichts, Ficelle. Ich bin wie dieses Bambusrohr. Dazu bestimmt, Dinge zu übermitteln, ohne sie aber je zu verstehen. Ich kann nichts weiter tun als beten, dass andere nach mir kommen werden, die mehr vermögen.«

ERSTER TEIL

1 Paris, Quartier St. Denis, Gegenwart

Achor Bale hatte keine echte Freude am Töten. Die war ihm längst abhanden gekommen. Er betrachtete den Zigeuner beinahe liebevoll, wie man vielleicht eine Zufallsbekanntschaft betrachten mochte, die man aus einem Flugzeug steigen sieht.

Der Mann hatte sich natürlich verspätet. Ein Blick auf ihn genügte, und man sah die Eitelkeit aus allen Poren dringen. Der Fünzfzigerjahre-Schnauzbart à la Zorro. Die für fünfzig Euro auf dem Flohmarkt von Clignancourt gekaufte glänzende Lederjacke. Die scharlachroten, hauchdünnen Socken. Das gelbe Hemd mit den Prince-of-Wales-Federn und dem übergroßen, spitzen Kragen. Das falsche Goldmedaillon mit dem Bild der heiligen Sara. Der Mann war ein Dandy ohne Geschmack – für seinesgleichen so leicht erkennbar wie ein Hund für den anderen.

»Haben Sie das Manuskript dabei?«

»Wofür halten Sie mich? Für einen Idioten?«

Nun, das wohl kaum, dachte Bale. Narren sind selten befangen. Dieser Mann trägt seine Käuflichkeit wie eine Dienstmarke vor sich her. Bale bemerkte die geweiteten Pupillen. Den Schweißfilm auf den hübschen, scharf geschnittenen Zü-

gen. Das Trommeln der Finger auf dem Tisch. Das Klopfen der Füße. Ein Drogensüchtiger also. Ungewöhnlich für einen Zigeuner. Offenbar brauchte er das Geld deshalb so dringend. »Sind Sie ein Manouche oder Roma? Gitan, vielleicht?«

»Was kümmert Sie das?«

»Angesichts Ihres Schnauzers würde ich auf Manouche tippen. Ein Nachfahre von Django Reinhardt vielleicht?«

»Ich heiße Samana. Babel Samana.«

»Und Ihr Zigeunername?«

»Der ist geheim.«

»Ich heiße Bale. Ohne jedes Geheimnis.«

Der Zigeuner trommelte immer schneller auf den Tisch. Seine Augen waren jetzt überall – sie huschten über die anderen Gäste, überprüften die Tür, ergründeten die Ausmaße der Decke.

»Wie viel wollen Sie dafür?« Direkt zur Sache kommen, so hielt man es mit Leuten wie ihm. Bale sah die Zunge des Zigeuners aus dem Mund schießen und den schmalen, künstlich vermännlichten Mund befeuchten.

»Ich will eine halbe Million Euro.«

»Aha.« Bale fühlte, wie eine tiefe Ruhe über ihn kam. Gut. Der Zigeuner hatte tatsächlich etwas zu verkaufen. Die ganze Sache war nicht nur ein Lockvogelangebot. »Bei einer solchen Summe müssten wir das Manuskript vor dem Kauf prüfen. Uns von seinem Zustand überzeugen.«

»Und es auswendig lernen! Ja. Ich habe von solchen Dingen gehört. So viel weiß ich immerhin. Sobald sein Inhalt bekannt ist, ist es wertlos. Es ist das Geheimnis, das seinen Wert ausmacht.«

»Sie haben ja so recht. Ich bin sehr froh, dass Sie diese Position einnehmen.«

»Ich habe noch einen anderen Interessenten. Glauben Sie nicht, dass Sie der einzige Bewerber sind.«

Bales Augen schlossen sich. Ach. Er würde den Zigeuner doch töten müssen. Foltern und töten. Er nahm das verräterische Zucken über seinem rechten Auge wahr. »Sollen wir jetzt gehen und uns das Manuskript ansehen?«

»Ich rede zuerst mit dem anderen Mann. Vielleicht werdet ihr euch noch gegenseitig überbieten.«

Bale zuckte mit den Achseln. »Wo treffen Sie ihn?«

»Das sage ich nicht.«

»Wie soll sich das Ganze dann abspielen?«

»Sie bleiben hier. Ich gehe und rede mit dem anderen Mann. Schauge, ob er es ernst meint. Dann komme ich hierher zurück.«

»Und wenn er es nicht ernst meint? Gehen sie dann mit dem Preis herunter?«

»Natürlich nicht. Eine halbe Million.«

»Ich bleibe also hier.«

»Tun Sie das.«

Der Zigeuner sprang auf. Er keuchte inzwischen heftig, sein Hemd war am Hals und in der Brustmitte feucht vom Schweiß. Als er sich umdrehte, bemerkte Bale den Abdruck des Stuhls auf der billigen Lederjacke.

»Wenn Sie mir folgen, werde ich es bemerken. Bilden Sie sich bloß nicht ein, dass ich es nicht merken würde.«

Bale nahm seine Sonnenbrille ab und legte sie auf den Tisch. Er blickte lächelnd auf. Die Wirkung seiner unheimlich geronnenen Augen auf Menschen, die dafür empfänglich waren, war ihm seit Langem bekannt. »Ich werde Ihnen nicht folgen.«

Dem Zigeuner blieb vor Schreck der Mund offen. Er blickte entsetzt in Bales Gesicht. Dieser Mann hatte das *ia chalou* –

das böse Auge. Seine Mutter hatte Babel vor solchen Leuten gewarnt. Wenn man einen sah – wenn sie einen mit ihrem Basiliskenblick fixierten –, war man dem Untergang geweiht. Irgendwo tief im Unterbewusstsein begriff Babel Samana seinen Fehler – verstand, dass er den falschen Mann in sein Leben gelassen hatte.

»Sie bleiben hier?«

»Seien Sie unbesorgt. Ich werde warten.«

Babel begann zu laufen, sobald er das Café verlassen hatte. Er würde in der Menge untertauchen. Die ganze Sache vergessen. Was hatte er sich nur dabei gedacht? Er hatte das Manuskript ja nicht einmal. Nur eine vage Idee, wo es sein könnte. Als sich die drei *Ursitory* auf Babels Kinderbett niedergelassen hatten, um über sein Schicksal zu entscheiden – wieso mussten sie da Rauschgift als seine Schwäche wählen? Warum nicht Alkohol? Oder Frauen? Jetzt war *O Beng* in ihn gefahren und hatte ihm diese Schlange als Strafe geschickt.

Babel verlangsamte zu Schritttempo. Von dem *Gadje* war nichts zu sehen. Hatte er sich alles nur eingebildet? Die Bösartigkeit des Mannes? Diese schrecklichen Augen? Vielleicht hatte er halluziniert. Es wäre nicht das erste Mal, dass er durch schlecht verschnittene Drogen auf einen Horrortrip geraten war.

Er sah auf einem Parkscheinautomaten nach, wie spät es war. Okay. Gut möglich, dass der zweite Mann immer noch auf ihn wartete. Vielleicht erwies er sich ja als weniger bösartig.

Auf der anderen Straßenseite fingen zwei Prostituierte einen hitzigen Streit über ihren jeweiligen Standplatz an. Es war Samstagnachmittag, Zuhältertag in St. Denis. Babel fing sein Spiegelbild in einem Schaufenster auf. Er lächelte sich unsi-

cher zu. Wenn er dieses Geschäft zustande brächte, könnte er vielleicht selbst ein paar Mädchen anschaffen gehen lassen. Und sich einen Mercedes gönnen. Er würde sich einen cremefarbenen Mercedes mit roten Ledersitzen, Dosenhaltern und stufenlos regulierbarer Klimaanlage kaufen. Und sich die Nägel in einem dieser Läden maniküren lassen, wo einen blonde *Payo*-Mädchen in weißen Schürzen sehnsuchtsvoll über den Tisch hinweg ansahen.

Bis zu *Chez Minette* war es nur ein Fußmarsch von zwei Minuten. Er würde kurz hineinschauen und sich den anderen Mann einmal ansehen. Ihm eine kleine Anzahlung abknöpfen – als Beweis für sein Interesse.

Dann würde er mit Geld in der Tasche und unter einem Berg von Geschenken ächzend ins Lager zurückgehen und seine *Hexi* von Schwester besänftigen.

2 Adam Sabir war längst zu dem Schluss gekommen, dass man ihn nur zum Narren gehalten hatte. Samana war bereits seit fünfzehn Minuten überfällig. Er blieb nur sitzen, weil ihn das schäbige Milieu der Bar so faszinierte. Nun beobachtete er, wie der Barkeeper die Läden zur Straße herunterließ.

»Was ist hier los? Schließen Sie?«

»Schließen? Nein. Ich sperre nur alle ein. Es ist Samstag. Die ganzen Zuhälter kommen mit dem Zug in die Stadt. Machen Ärger auf der Straße. Vor drei Wochen sind die vorderen Fenster zu Bruch gegangen. Wenn sie hinauswollen, müssen Sie den Hinterausgang nehmen.«

Sabir zog eine Augenbraue in die Höhe. Nun gut. Ohne Frage eine innovative Art, sich seinen Kundenstamm zu erhalten. Er trank seine dritte Tasse Kaffee aus. Schon spürte er, wie das Koffein seinen Puls auf Touren brachte. Zehn Mi-

nuten. Er würde Samana noch einmal zehn Minuten geben. Dann würde er, obwohl er theoretisch noch freihatte, ins Kino gehen und sich John Hustons *Die Nacht des Leguan* ansehen – den Rest des Nachmittags mit Ava Gardner und Deborah Kerr verbringen. Seinem mit Sicherheit unverkäuflichen Buch über die hundert besten Filme aller Zeiten ein neues Kapitel anfügen.

»*Une pression, s'il vous plaît. Rien ne presse.*«

Der Barkeeper zeigte mit einer Handbewegung an, dass er verstanden hatte und fuhr fort zu kurbeln. Im letztmöglichen Augenblick schlüpfte eine schlanke Gestalt unter dem Rolladen durch und richtete sich auf, an einem Tisch Halt suchend.

»*Ho! Tu veux quoi, toi?*«

Babel ignorierte den Barkeeper und sah sich mit wildem Blick im Raum um. Sein Hemd war durchnässt unter der Jacke, und Schweiß lief ihm über das scharfkantige Kinn. Zielstrebig richtete er seine Aufmerksamkeit der Reihe nach auf die einzelnen Tische.

Sabir hielt wie vereinbart eine Ausgabe seines Buchs über Nostradamus in die Höhe, auf dem sein Bild an prominenter Stelle prangte. So. Der Zigeuner war endlich gekommen. Und nun zur Enttäuschung. »Ich bin hier drüben, Monsieur Samana. Setzen Sie sich zu mir.«

Babel stolperte über einen Stuhl in seinem Eifer, zu ihm zu gelangen. Er fing sich, hinkte und sah mit verzerrtem Geicht zum Eingang der Bar. Aber er war für den Augenblick sicher. Der Rolladen war jetzt vollständig heruntergelassen. Der verlogene *Gadje* mit den verrückten Augen kam nicht an ihn heran. Der *Gadje*, der geschworen hatte, ihm nicht zu folgen. Und der ihm dann den ganzen Weg bis zu *Chez Minette* gefolgt war,

ohne sich auch nur die Mühe zu machen, in der Menge Deckung zu suchen. Babel hatte immer noch eine Chance.

Sabir stand auf, einen spöttischen Ausdruck im Gesicht. »Was ist los? Sie sehen aus, als hätten Sie einen Geist gesehen.« Aus der Nähe betrachtet, hatte sich alle Wildheit, die er im Blick des Zigeuners entdeckt hatte, in eine starre Maske der Angst verwandelt.

»Sind Sie der Schriftsteller?«

»Ja. Sehen Sie, das bin ich auf der Umschlagklappe des Buches.«

Babel langte über den Tisch und ergriff ein leeres Bierglas. Er schlug es auf die Tischoberfläche zwischen ihnen und grub seine Hand in die Scherben. Dann ergriff er mit seiner blutenden Klaue Sabirs Hand. »Verzeihen Sie mir.« Ehe Sabir reagieren konnte, hatte der Zigeuner seine Hand gewaltsam auf die Scherben hinuntergedrückt.

»Himmel! Sie kleiner Scheißkerl...« Sabir versuchte, seine Hand zurückzuziehen.

Der Zigeuner hielt sie gepackt und drückte sie an seine eigene, bis die beiden Hände in einem blutigen Schaum vereint waren. Dann klatschte er sich Sabirs blutende Handfläche an die eigene Stirn, wo sie einen verschmierten Abdruck hinterließ. »So. Hören Sie zu! Hören Sie mir zu.«

Sabir entwand seine Hand dem Griff des Zigeuners. Der Barkeeper kam hinter der Theke hervor und schwang einen verkürzten Billardqueue.

»Zwei Worte. Behalten Sie sie im Gedächtnis. Samois. Chris.« Babel wich vor dem sich nähernden Barkeeper zurück. Er hielt die blutige Handfläche in die Höhe, als würde er ihn segnen. »Samois. Chris. Sie merken es sich?« Er warf einen Stuhl nach dem Barkeeper und nutzte die Ablenkung,

um sich in Richtung Ausgang zu orientieren. »Samois. Chris.« Er zeigte auf Sabir, sein Blick war wild vor Angst. »Vergessen Sie es nicht.«

3 Babel wusste, dass er um sein Leben lief. Nichts hatte sich je so gewiss angefühlt. So absolut. Der Schmerz in seiner Hand war ein heftiges Pochen. Seine Lunge brannte, jeder Atemzug war wie mit Nägeln gespickt.

Bale blieb fünfzig Meter zurück und beobachtete ihn. Er hatte Zeit. Der Zigeuner konnte nirgendwohin. Er konnte sich an niemanden wenden. Die Sûreté würde einen Blick auf ihn werfen und ihn in eine Zwangsjacke stecken – die Pariser Polizei verhielt sich nicht besonders nachsichtig gegenüber Zigeunern, schon gar nicht, wenn sie vor Blut triefen. Was war in dieser Bar geschehen? Wen hatte er getroffen? Nun, er würde nicht lange brauchen, um es herauszufinden.

Er entdeckte den weißen Peugeot Kombi fast sofort. Der Fahrer fragte einen Fensterputzer nach dem Weg. Der Fensterputzer zeigte zurück in Richtung St. Denis und zog die Schultern in gallischem Unverständnis in die Höhe.

Bale stieß den Fahrer zur Seite und schwang sich auf den Fahrersitz. Der Motor lief noch. Bale legte den Gang ein und beschleunigte. Er machte sich nicht die Mühe, in den Rückspiegel zu blicken.

Babel hatte den *Gadje* aus den Augen verloren. Er drehte sich suchend um und trabte dabei rückwärts. Passanten wichen ihm aus, abgeschreckt von dem Blut in seinem Gesicht und an den Händen. Babel blieb stehen. Er stand auf der Straße und sog die Luft ein wie ein in die Enge getriebener Hirsch.

Der weiße Peugeot fuhr über den Randstein, krachte in Ba-

bels rechten Oberschenkel und zertrümmerte den Knochen. Babel prallte von der Kühlerhaube zurück und stürzte hart aufs Pflaster. Beinahe unmittelbar danach spürte er, wie er angehoben wurde – starke Hände packten ihn an der Jacke und am Hosenboden. Eine Tür ging auf, und er wurde in ein Auto geworfen. Er hörte ein schreckliches, schrilles Heulen und erkannte mit einiger Verspätung, dass er selbst es ausstieß. Er blickte genau in dem Moment auf, in dem der *Gadje* ihm den Handballen unter das Kinn rammte.

4 Babel erwachte mit grässlichen Schmerzen in seinen Beinen und Schultern. Er hob den Kopf, um sich umzublicken, sah aber nichts. Erst dann erkannte er, dass seine Augen verbunden waren, und dass er aufrecht an eine Art leicht geneigten Metallrahmen gefesselt war, von dem er nach vorn wegging, Beine und Arme in Kreuzigungshaltung, sein Körper unfreiwillig in einer Weise gebogen, als würde er die Hüften bei einem sexuell besonders eindeutigen Tanz vorschieben. Er war nackt.

Bale zog noch einmal an Babels Penis. »So. Habe ich jetzt endlich Ihre Aufmerksamkeit? Gut. Hören Sie zu, Samana. Zwei Dinge müssen Sie wissen: Erstens, Sie werden auf jeden Fall sterben – Sie können sich aus dieser Sache weder herausreden noch ihr Leben mit Informationen erkaufen. Zweitens, die Art Ihres Todes hängt ganz von Ihnen ab. Wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, werde ich Ihnen die Kehle durchschneiden. Sie werden nichts spüren. Und so wie ich es mache, werden Sie in weniger als einer Minute verbluten. Wenn ich nicht mit Ihnen zufrieden bin, werde ich Ihnen wehtun – noch viel mehr, als ich es jetzt tue. Um zu beweisen, dass ich beabsichtige, Sie zu töten – und dass es aus Ihrer jetzigen Lage kein Zurück gibt –, werde ich Ihnen den Penis abschneiden. Dann

werde ich die Wunde mit einem heißen Bügeleisen kauterisieren, damit sie nicht vor der Zeit verbluten.«

»Nein! Tun Sie es nicht! Ich sage Ihnen alles, was Sie wissen wollen. Alles.«

Bale stand da und hielt das Messer flach an die gedehnte Haut von Babels Glied. »Alles? Ihr Penis gegen die Information, hinter der ich her bin?« Er zuckte die Achseln. »Das verstehe ich nicht. Sie wissen, dass Sie ihn nie mehr benutzen werden. Das habe ich doch wohl ganz klargemacht. Warum sollten Sie ihn behalten wollen? Erzählen Sie mir nicht, dass Sie immer noch unter dem Wahn leiden, es gäbe Hoffnung.«

Ein Speichelfaden lief aus Babels Mundwinkel. »Was wollen Sie wissen?«

»Erstens: Den Namen der Bar.«

»*Chez Minette*.«

»Gut. Das stimmt. Ich habe Sie selbst hineingehen sehen. Wen haben Sie getroffen?«

»Einen Amerikaner. Einen Schriftsteller. Adam Sabir.«

»Warum?«

»Um ihm das Manuskript zu verkaufen. Ich wollte Geld.«

»Haben Sie ihm das Manuskript gezeigt?«

Babel lachte abgebrochen. »Ich habe es ja gar nicht. Ich habe es nie gesehen. Ich weiß nicht einmal, ob es existiert.«

»Ach, mein Lieber.« Bale ließ Babels Penis los und begann ihm das Gesicht zu streicheln. »Sie sind ein gut aussehender Mann. Die Frauen mögen Sie. Die größte Schwäche eines Mannes ist immer seine Eitelkeit.« Bale setzte einen Kreuzschnitt auf Babels rechte Wange. »Jetzt sind Sie schon nicht mehr so hübsch. Von einer Seite geht es noch. Von der anderen – Armageddon. Schauen Sie, ich kann den Finger durch dieses Loch stecken.«

Babel begann zu schreien.

»Stopp. Oder ich mache dasselbe auf der anderen Seite.«

Babel hörte auf zu schreien. Luft strömte durch die Hautlappen seiner aufgerissenen Wange.

»Sie haben das Manuskript angeboten. Zwei interessierte Parteien haben sich gemeldet. Ich bin eine. Sabir die andere. Was beabsichtigten Sie, uns für eine halbe Million Euro zu verkaufen? Heiße Luft?«

»Ich habe gelogen. Ich weiß, wo es zu finden ist. Ich werde Sie hinführen.«

»Und wo ist das?«

»Es ist aufgeschrieben.«

»Wiederholen Sie es mir.«

Babel schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht.«

»Drehen Sie die andere Wange zu mir.«

»Nein! Nein! Ich kann es nicht. Ich kann nicht lesen.«

»Woher wissen Sie dann, dass es aufgeschrieben ist?«

»Weil man es mir gesagt hat.«

»Wer hat dieses Schriftstück? Wo ist es zu finden?« Bale legte den Kopf zur Seite. »Versteckt es ein Mitglied Ihrer Familie? Oder jemand anders?« Er hielt inne. »Ja. Ich dachte es mir. Ich sehe es Ihrem Gesicht an. Es ist ein Mitglied Ihrer Familie, nicht wahr? Ich will wissen, wer. Und wo.« Bale packte Babels Penis. »Einen Namen, los.«

Babel ließ den Kopf hängen. Blut und Speichel tropften aus dem Loch, das Bales Messer geschnitten hatte. Was hatte er getan? Was hatten seine Angst und seine Verwirrung ihn preisgeben lassen? Jetzt würde der *Gadje Yola* aufspüren. Sie ebenfalls foltern. Seine toten Eltern würden ihn verfluchen, weil er seine Schwester nicht beschützt hatte. Sein Name würde unrein werden – *mahrimé*. Man würde ihn in einem namenlosen

Grab verscharren. Und das alles, weil seine Eitelkeit stärker gewesen war als seine Angst vor dem Tod.

Hatte Sabir die beiden Worte verstanden, die er ihm in der Bar gesagt hatte? Würde sich sein Instinkt in Bezug auf den Mann als zutreffend erweisen?

Babel wusste, dass er am Ende seines Wegs angekommen war. Nach einem Leben, das er mit dem Bau von Luftschlössern verbracht hatte, verstand er seine eigenen Schwächen nur zu gut. Noch eine halbe Minute und seine Seele würde der Hölle überantwortet werden. Er würde nur eine Chance haben zu tun, was er tun wollte. Eine Chance.

Unter Ausnutzung des ganzen, nach unten hängenden Gewichts seines Kopfs warf Babel das Kinn so weit nach links oben, wie es nur ging, und riss es dann in einem brutalen Halbkreis wieder nach rechts unten.

Bale trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Dann streckte er die Hand aus und langte in das dichte Haar des Zigeuners. Der Kopf hing lose in seinem Griff, als wäre er aus seiner Verankerung gesprungen. »Nicht doch!« Bale ließ den Kopf nach vorn fallen. »Das gibt's doch nicht.«

Bale entfernte sich ein paar Schritte, betrachtete die Leiche einen Moment und kehrte anschließend zu ihr zurück. Er zerschnipfelte das Ohr des Zigeuners mit seinem Messer. Dann nahm er ihm die Augenbinde ab und schob die Lider des Mannes zurück. Die Augen waren erloschen – kein Funke Leben.

Bale säuberte sein Messer mit der Augenbinde und ging kopfschüttelnd fort.

5 Hauptmann Joris Calque von der Police Nationale führte die nicht angezündete Zigarette unter seiner Nase entlang und steckte sie dann widerwillig in das Etui aus Kanonenme-

tall zurück. Er ließ das Etui in seine Jackentasche gleiten. »Wenigstens ist diese Leiche schön frisch. Es wundert mich, dass da nicht noch Blut vom Ohr tropft.« Calque drückte den Daumen an Babels Brust, nahm ihn dann weg und beugte sich vor, um nach Verfärbungen Ausschau zu halten. »Kaum Leichenflecke. Der Mann ist höchstens seit einer Stunde tot. Wie haben wir ihn so schnell gefunden, Macron?«

»Ein gestohlener Kombi. Steht draußen. Sein Besitzer hat den Diebstahl gemeldet, und ein *panore* auf Streife ist vierzig Minuten später darüber gestolpert. Ich wünschte, alle Verbrechen wären so leicht aufzudecken.«

Calque streifte seine Schutzhandschuhe ab. »Ich verstehe das nicht. Unser Mörder entführt den Zigeuner auf offener Straße, vor den Augen der Leute, in einem gestohlenen Kombi. Dann fährt er hierher, bindet ihn an ein Bettgestell, das er praktischerweise zuvor an der Wand festgeschraubt hat, foltert ihn ein wenig, bricht ihm das Genick und lässt den Kombi wie ein Hinweisschild draußen stehen. Ergibt das einen Sinn für Sie?«

»Wir haben außerdem eine Nichtübereinstimmung beim Blut.«

»Was soll das heißen?«

»Hier. An der Hand des Opfers. Diese Schnitte sind älter als die anderen Wunden. Und es findet sich fremdes Blut mit seinem eigenen vermischt. Es zeigt sich eindeutig auf dem tragbaren Spektrometer.«

»Ach so. Der Mörder gibt sich also nicht mit dem Kombi als Hinweisschild zufrieden, sondern hinterlässt uns auch noch eins in Form von Blut.« Calque zuckte die Achseln. »Der Mann ist entweder ein Vollidiot oder ein Genie.«



Mario Reading

Die 52
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-37122-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2009

Ein unglaublich rasanter Hochspannungsthiller in allerbesten Hitchcock-Tradition!

Der amerikanische Schriftsteller Adam Sabir trifft sich in Paris mit dem jungen Zigeuner Babel Samana, der die 52 verlorenen Prophezeiungen des Nostradamus verkaufen will. In diesen Versen soll das bevorstehende Ende der Welt geweissagt sein. Kurz darauf wird Babel Samana ermordet aufgefunden! Und damit beginnt für Adam die atemlose Flucht sowohl vor dem Gesetz als auch vor einem fanatischen Killer, der sich ebenso wie Adam auf der fieberhaften Suche nach den 52 Prophezeiungen befindet – dem einzigen Beweis für Adams Unschuld ...

Nichts für schwache Nerven: "Die 52" ist von der ersten Seite an eine wahre Tour de Force für alle Thrillerfans!